



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pfalz, Franz: Der Kampf der deutschen Nationalität mit fremden Kulturen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

längs der ganzen Ostgrenze der preussischen Monarchie bis nach Westpreußen und Ostpreußen hin seine Fahne erhoben und ist durch seine ultramontanen und fortschrittlichen Reserven zu einer drohenden Macht herangewachsen; es handelt sich nicht mehr um die frühere oder spätere Assimilation einer Provinz, sondern um die Sicherung unsers östlichen Staatsgebietes, aber die Provinz Posen ist der Schlüssel der polnischen Stellung. Will deshalb die königliche Staatsregierung gegen den Polonismus mit besondern Maßregeln vorgehen, so muß sie in der Provinz Posen anfangen. Statt aller mattherzigen und unaufrichtigen Verschleierungen durch die Parteien, welche den Willen bekunden, die preussische Staatsregierung zu unterstützen, wäre es würdiger, offen zu bekennen, wie dies Fürst Bismarck gethan hat, daß es sich in der That um einen großen politischen Kampf handelt, der auch von kirchlichen Gesichtspunkten leider nicht freizuhalten ist, solange religiöse und kirchliche Interessen der politischen Agitation als Vorspann dienen. Die polnische Gesellschaft führt gegen die preussische Staatsregierung seit dem Jahre 1830 auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und teilweise auch in rein wirtschaftlichen und kommunalen Fragen einen unablässigen, durch unermüdlige finanzielle Opfer unterstützten Kampf; können deshalb die Polen davon überrascht sein, wenn die preussische Staatsregierung endlich zu dem Entschluß gedrängt wird, diesen unversöhnlichen Gegner politisch zu entwaffnen?

(Schluß folgt.)



Der Kampf der deutschen Nationalität mit fremden Kulturen.

Von Franz Pfalz.



Das bedeutsamste Moment in der Geschichte der Deutschen ist das Aufdringen fremder Bildung und der Kampf gegen dasselbe für das Nationale, sagte Rudolf Dietsch im Jahre 1866 in seinem Lehrbuche der Geschichte bei Gelegenheit einer Aufzählung der Verdienste Karls des Großen um Wissenschaft und Kunst. Dieser Ausspruch berührt einen der schärfsten Gegensätze in der Entwicklung des deutschen Volkslebens und hat in unsrer, an gegensätzlichen Strömungen überreichen Zeit ein besondres Interesse. Auf den ersten Blick freilich könnte es scheinen, als wiederholte der gewissenhafte Geschichtschreiber nur die alte Klage von dem

deutschen Erbfehler, das Fremde dem Einheimischen vorzuziehen, allein wenn man näher zusieht, bemerkt man eine wichtige Unterscheidung. Nicht die aus freier Wahl hervorgegangne zeitweilige Hinneigung zu fremden Kulturen fordert den Widerstand der Nationalität heraus, sondern das aufgedrängte Fremde. So sind zu verschiedenen Zeiten das Griechische, das Englische, das Italienische, ja selbst das Arabische und das Spanische Gegenstände der Nachahmung und des Studiums für die Deutschen geworden, aber zu der Besorgnis, daß durch sie das nationale Leben zerstört werden könnte, haben sie nicht Anlaß gegeben, man müßte denn eine vorübergehende Abwehr des Einflusses gewisser fremder Literaturen hierher rechnen. Nur gegen das Lateinische und Französische wehrte sich das Deutschtum immer von neuem aus dem innersten Kerne seines Wesens heraus, offenbar weil beides sich aufdrängte. Man könnte weiter mit demselben Rechte sagen, auch gegen das Slawische, allein dies würde eine selbständige und weitführende Untersuchung nötig machen; darum müßte es für sich behandelt werden und mag hier unerörtert bleiben. Es wird interessant genug sein, zu beobachten, wie sich das deutsche Volk und seine wissenschaftlichen oder auf andre Weise einflußreichen Vertreter gegen die Romanisirung zu schützen gesucht haben.

Man kann wohl kein Volk nennen, auch die Engländer einbegriffen, welches soviel Kolonisationsgeschick besäße oder besessen hätte wie die Römer. Jedes Land, das sie mit den Waffen erobern oder durch eine schlaue Politik ihrem Einflusse offenlegen konnten, machten sie in kurzer Zeit mit unerbittlicher Zähigkeit römisch. Überall fühlten sie sich daheim, wohin nur immer ihre Straßen führten, im rauhen Norden am Unterrhein, im heißen Süden bis zum Rande der Sahara, im überkultivirten Kleinasien und Syrien, im unwirklichen, barbarischen Spanien. Mit einer Energie des Körpers und Geistes, die man in dem Lande der Myrten, Orangen und Granaten kaum erwartet, legten sie unter den widerspenstigen Völkern ihre Standlager an, und während die Soldaten Straßen mit Fußmauerwerk und Wasserleitungen herstellten, schlugen die Kaufleute ihre Waarenstände, die Handwerker ihre Werkstätten, die Prätores und Quästoren ihre Gerichts- und Steuerstellen, die Präzeptoren ihre Schulen auf, und wehe dem Eingebornen, der sich nicht ohne weiteres in die neuen Gegenstände, die neuen Begriffe und die römische Sprache einlebte! Wenige Jahrzehnte gingen darüber hin, dann war das Land romanisirt wie Italien. Selbst als die Römer durch die sich häufenden Reichtümer und Genüsse so verweichlicht waren, daß sie nicht mehr im Heere dienen konnten, dauerte die zähe Lebensfähigkeit des alles überwuchernden Römertums fort. Die Despotie, welche mit dieser unerbittlichen Kolonisationstaktik verbunden war, drückte furchtbar auf die gesamte damalige Kulturwelt. Die römische Politik war der unverhüllte Egoismus einer Stadt und der darin herrschenden wenigen Geschlechter. Die Provinzen sowie die abhängigen Staaten mußten den Willen der Machthaber vollziehen, sonst griffen die Ruten und Beile ein. Und nicht genug, daß ein Provinziale oder Schutz-

verwandter die Anschauungen Roms zu den seinigen machte, er hatte auch seine Dienstbeflissenheit zu beweisen, indem er alles Nationale in seiner Heimat denunzirte oder auf Leben und Tod bekämpfte. Verloren war, wer es wagte, für die Selbständigkeit, die Eigenartigkeit und den Besitz seiner Volksgenossen einzutreten, er mußte das Verbrechen, seinen Überzeugungen gemäß zu leben, mit dem Tode durch Henkershand büßen, wenn er nicht in Gnaden nach Rom geschleppt und zu einem elenden Sklavenleben unter der Aufsicht der Gerichte verurteilt wurde, oder er mußte in der Wüste, in den Steppen Innerasiens, in den rauhen Schluchten des Scythenlandes Schutz suchen. So war es schon, als Flaminius, die Scipionen und Amilius Paullus, der Sieger von Pydna, Griechenland, Kleinasien und Syrien knechteten. Während des Verfalles der Optimatenherrschaft hatte der Provinziale wenigstens die Genugthuung, einer der kämpfenden Parteien seine Dienste widmen zu können, und unter den Kaisern wurde doch der materielle Wohlstand der Provinzen etwas mehr berücksichtigt. Aber überall saß der römische Bürger mit seinem Selbstbewußtsein und seinen Ansprüchen mitten unter den armen, ihrer Nationalität beraubten Eingebornen. Es ist wahr, die damalige Kulturwelt verdiente es meistens, so behandelt zu werden. Die Griechen, die Orientalen waren tief in Sittenlosigkeit, Parteilichkeit und Feigheit hinabgesunken, weder die halbwilden Iberer und Lusitanier in Spanien, noch die ruhelosen, in viele kleinen Stämme aufgelösten Gallier waren fähig, ein gesundes Staatsleben zu schaffen; auch fragt es sich, wie es in der Welt aussähe, wenn die Karthager gesiegt hätten. Aber was konnten die Römer in und mit der Kultur, die sie den unterjochten Völkern aufdrängten, als Ersatz für die verlorne Freiheit und Nationalität bieten? Ihr starres Recht, das für die römischen Bürger Privilegien, für alle andern Ruten und Peile hatte? Ihr geordnetes Heerwesen, das niemandem die Freiheit, immer nur die Knechtschaft brachte? Ihre Gewerbe, die sie durch Sklavenhände zum Fabrikbetriebe erhoben? Ihre starre und zugleich so hinterlistige Stadtpolitik? Wer für das Römertum schwärmt, mag darin etwas Eigenartiges und eine besondere Kraftentwicklung finden, die sittliche Größe muß er hinzudichten. Und in allem andern, was auch zur Kultur gehört, in Religion, Sitte, Wissenschaft und Kunst, waren sie unselbständiger als die meisten der unterjochten Völker. Ihre Religion war ein kaltes, äußerliches Zeremoniell, aus Brocken anderer Kulte zusammengewürfelt, ihre alten einfachen Sitten verfielen bald und in erschreckender Weise, ihre Wissenschaft, ihre Kunst war wenig mehr als eine unbeholfene Nachahmung des Griechischen. Man hört oft, die Römer hätten sich vom griechischen Geiste durchdringen lassen, und bekräftigt dies mit der landläufigen Sentenz: Der Sieger lernt vom Besiegten. So unumstößlich ist diese angebliche geschichtliche Thatsache nun doch nicht. Wohl eignet sich der Sieger etwas von der höhern Kultur des Besiegten an, aber nur so viel, als er braucht, um äußerlich damit zu prunken, er betrachtet die vollkommene Vite-

ratur, die schönen Kunstwerke als Beutestücke, mit denen er sich schmückt; zu einer achtungsvollen Hingebung aber, zu einem ernstem Studium gelangt er wohl in den seltensten Fällen, denn als Sieger glaubt er den Besiegten übersehen zu können.

Man hat auch gesagt, daß das Christentum in dem großen Römerreiche das passendste Wirkungsgebiet gefunden habe, und hat die Vorsehung gepriesen, welche der letzten großen Offenbarung seit Jahrhunderten eine weltgeschichtliche Stätte bereitete. Aber was hindert uns dagegen einzuwenden, daß die schweren Christenverfolgungen im einheitlichen römischen Weltreiche stattfanden? Oder, wenn man uns belehrt, wie notwendig diese Verfolgungen zur Stärkung des Glaubens gewesen seien: daß die Erstarrung des Christentums durch endlose Wortstreitigkeiten und Begriffsspaltungen gerade aus dem Wesen der juristisch zugespitzten römischen Denkart hervorging, jene Erstarrung, welche dem Muhamedanismus den Acker bereitete, den Untergang des Christentums in Asien, Afrika, Spanien nach sich zog und vielleicht das ganze Abendland dem Islam preisgegeben hätte, wenn nicht der germanische Karl Martel bei Tours und Poitiers mit einer weltgeschichtlichen Rettungs That dazwischengetreten wäre? Die Vorsehung würde auch ohne das Römerreich Mittel gefunden haben, dem Christentume zum Siege zu verhelfen. Alles, was geschieht, geschieht aus der innersten Notwendigkeit der Dinge und Verhältnisse, aber es möchte schwer zu beweisen sein, daß alles Notwendige auch sittlich gut und heilsam sei. Das Überwuchern des Römertums war eine Notwendigkeit, aber mehr ein notwendiges Übel als ein notwendiges Gut.

Als die Germanen mit den Römern in nähere Berührung kamen, empfanden sie eine bestimmte Abneigung, die fast an Ekel grenzte. Ihre unverfälschte Natur, der angeborne sittliche Instinkt eines begabten, sich aus sich selbst entwickelnden Volkes prallte zurück vor der schleichenden Hinterlist, der harten Selbstsucht, der weichlichen Sittenlosigkeit der Kulturmenschen. Barbarische Grausamkeit, Hader, Eifersucht und Rachsucht waren ihnen zwar nicht fremd, und gewiß giebt es nichts Verkehrteres als eine sittliche Verherrlichung der alten Germanen. Wer sich vorstellt, wie die Westgoten in Griechenland, die Vandalen in Afrika ganze Herden von Menschen, Männer, Weiber, Kinder, wie das Vieh zusammengeloppelt vor sich hertrieben, wer sich erinnert, daß die Sachsen noch zu Karls des Großen Zeit die Gefangnen ihren Göttern schlachteten, der wird keinen allzu großen Unterschied machen zwischen dem damaligen Kulturzustande der Germanen und dem der Hunnen, mit denen sie oft genug in denselben Reihen kämpften, und bei deren König Attila die deutschen Fürstenöhne eine Zeit lang die Kriegskunst erlernten. Aber Thatfache ist es, daß diese wilden und ungeschlachten Germanen vor der römischen Kultur, die sie seit Marius' Zeit zu beobachten Gelegenheit hatten, wie vor etwas Schlechtem zurückschreckten. Auch die Besonnensten unter ihnen mochten fühlen, daß sich aus ihren rohen

nationalen Anfängen heraus etwas Besseres gestalten lassen müsse. Armin, der tapfere Cheruskerfürst, war in Rom heimisch geworden, hatte dort das Bürgertum und die Ritterwürde erworben, und doch haftete ihm vom römischen Wesen nur soviel an, daß er die politische Hinterlist, die er in der Hauptstadt der Welt kennen gelernt, gegen die Römer selbst kehrte und die nordgermanischen Stämme zu einem wohlvorbereiteten Aufstande gegen die fremde Zwingherrschaft befähigte. Die Schlacht im Teutoburger Walde wird immer eine der größten Thaten in der deutschen Geschichte bleiben, sie errettete das Deutschtum vor dem sichern Untergange. Der Ostgotenkönig Theodorich der Große, der „Dietrich von Bern“ der Sage, wurde als achtjähriges Kind von seinem Vater Theodemir als Geißel für den Frieden der Ostgoten mit den Ost-römern nach Konstantinopel gesandt und am dortigen Kaiserhofe mit aller Sorgfalt erzogen. Aber geradezu wunderbar ist es, wie der junge Germane sich dagegen sträubte, romanisirt zu werden. Die Wissenschaften und Fertigkeiten, selbst die des Schreibens, verachtete er und übte seinen Leib im Gebrauche der Waffen, im Schwimmen und Reiten. Als er durch die Befiegung und Ermordung Odoakers König von Italien geworden war, verbot er seinen Goten die Teilnahme am römischen Schulunterrichte, obgleich er um der Römer willen die Schulen begünstigte und durch eine bessere Besoldung der Lehrer hob. Nicht als ob er eine Berührung mit den Römern gesüchtet hätte, er bediente sich römischer Ratgeber, behielt die Verfassung, die Verwaltung bei und ließ die Ämter den Römern, nur leise ordnend und weise mäßigend griff er in das Rechtswesen, das Steuerwesen, die öffentlichen Spiele ein, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Hebung des Wohlstandes zur Richtschnur nehmend, aber seine Goten suchte er vor der Verweichlichung, Entartung und Entnationalisirung zu bewahren, welche die römische Kultur mit sich führte. Die Römer haßten ihn, weniger aus Abneigung gegen die aufgedrängte fremde Herrschaft, als vielmehr weil sie in ihrem hohlen Dünkel die Weisheit seiner Regierung nicht erkennen wollten. Auch die langobardischen Könige, welche wenige Jahrzehnte nach dem Untergange der Ostgoten Italien beherrschten, verhielten sich abwehrend gegen die römische Kultur, bis die Königin Theudelinde, eine Prinzessin aus bairischem Stamme, die Verschmelzung der Nationalitäten anbahnte. Dies geschah hauptsächlich dadurch, daß sie der katholischen Kirche zum Siege über den Arianismus der Langobarden verhalf und den Hof römisch umgestaltete.

Bei der ungeheuern Zähigkeit des römischen Wesens kann es nicht auffallen, daß eine ganze Reihe germanischer Stämme im Kampfe mit der seit einem Jahrtausend geschulten Kriegsmacht und Diplomatie aufgerieben wurde, ehe nur der Eroberungs- und Kolonisationsdrang derselben zum Stehen gebracht werden konnte. Tiefes geschichtliches Dunkel deckt die Namen der Stämme, die an den Rhein- und Donaufestungen verbluteten; nur um die letzten, die in den südlichen Halbinseln zu Grunde gingen, um die Alanen, Rugier, Sueven,

Vandalen und Goten, woben Sage und Geschichte den Trauerflor. Ebenso wenig ist es zu verwundern, daß viele Stämme, die sich in den Römergebieten ansiedelten, der Romanisirung verfielen, die Burgunder, die Langobarden, die Westgoten, die westlichen Franken. Dem Verfall des Germanentums ging gewöhnlich ein widerlicher Zwischenzustand voraus. Mit der Gewaltthätigkeit und Empfänglichkeit der halbwilden Germanen mischte sich in Grauen erregender Weise die Schwelgerei, die Heimtücke und die Herrschsucht der Römer. Die Deutschen wurden räuberisch, mordlustig, erst die Könige, dann die Edeln, dann das Volk. Die Greuel in dem westfränkischen Hause der Merovinger, in den langobardischen und westgotischen Herrscherfamilien erinnern an die blutigen Intriguen des oströmischen Hofes in Konstantinopel. Erstaunlich ist nur, daß noch immer eine kompakte germanische Volksmasse übrig blieb, die das Römertum bewältigen und ihre Nationalität bewahren konnte. Diese Volksmasse ergänzte sich immer von neuem in Großgermanien, dem Heimatlande der Germanen, dem heutigen Deutschland.

Karl der Große beherrschte so ziemlich das ganze Ausbreitungsgebiet der Germanen, soweit es sich damals noch erstreckte; sein Szepter umfaßte die romanisirten und die nationalen Stämme, mit den romanisirten zugleich hatte er die ganze Masse der Römer, unter denen sie lebten und sich veränderten, seinem Reiche einverleibt. In ihm selbst spiegelte sich die Doppelstellung, die er einnahm, getreulich wieder. Den Römern gegenüber ist er der fleißige Schüler, immer lernend, im Sprechen, selbst mit ungelenker Hand im Schreiben sich ühend. Lateinisch spricht er fließend, auch das Griechische versteht er wenigstens, ein gelehrter Römer, Petrus von Pisa, unterrichtet ihn in Rhetorik, Metrik und Grammatik. In seinem Gelehrtenkränzchen, der Akademie, spielt er den König David, und die auf Alkuins Rat an seinem Hofe gegründete Schule wurde die Pflanzstätte gelehrter Geistlichen, die Musterchule, der viele ähnliche Gründungen an den Bischofsstühlen und in den Abteien nacheiferten. Als König und Kaiser war Karl Römer und Germane zugleich, aber mehr Germane als Römer, und Römer nur im bessern Sinne, als Hausvater blieb er, wie Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit sagt, der „deutsche Bauer,“ der stolz darauf war, daß er Kleider tragen konnte, zu denen Frau und Töchter das Garn gesponnen und das Zeug gewebt hatten, der an der Bewirtschaftung seiner Güter regen Anteil nahm und gern mit Söhnen und Töchtern jagend im Walde umherstreifte, wenn er Erholung suchte. Freilich sein patriarchalisches Familienleben war stellenweise etwas erzväterlich angehaucht; mehr als eine Hagar hätte von seinem Hofe vertrieben werden können, und seine Töchter erfreuten sich einer fast mythologischen Selbstständigkeit. Merkwürdig war sein Verhältnis zur Kirche. Diese hatte, seit der Arianismus unterlegen war, ein ganz römisches Gepräge. Nachdem den Römern die Waffen entfallen waren, blieb ihnen nur das Kolonisationstalent, das sie

man freilich auf andre Weise verwenden mußten. Statt des Schwertes und des Rutenbündels nahmen sie das Kreuz und das Evangelienbuch, im geistlichen Gewande traten sie an die heidnischen Barbaren heran, die sich in den alten Grenzen des Römerreiches niedergelassen hatten, und wenn diese sich beugten vor der Majestät des christlichen Glaubens, dann beugten sie sich auch vor der römischen Kultur, denn ihre neuen geistlichen Herren nötigten ihnen die römische Sprache auf. Dann überschritten die geistlichen Eroberer die alten Grenzen, und wenn sie auch die Völker nicht mehr wie früher ohne weiteres romanisiren konnten, in der Kirche und in der Literatur setzte sich das Römertum trotz der Bibelübersetzung des Wulfila fest. In Rom aber erhob sich auf den Trümmern des gestürzten weltlichen Kaisertums ein geistliches. Der christliche Pontifex Maximus, der Papst, beanspruchte die geistige Gewalt über die kultivirte Welt. Bei diesen kirchlichen Eroberungen fanden die Römer treue Gehilfen in den Kelten und den Mischvölkern auf keltischem Grund und Boden. Die Iren, Angelsachsen und Gallier sandten eifrige, Rom unbedingt ergebene Missionare in die germanischen Länder, und von den Germanen erwartete Rom dieselbe Dienstbeflissenheit. So erhielt auch das Heiligste, was wir von den Römern bekamen, ein besonderes, römisches Gepräge.

Karl der Große war aufrichtig kirchlich gesinnt. Auch dies gehörte zu seinem echt germanischen Wesen. Überdies fühlte er sich in einer gewissen Abhängigkeit von Rom, denn sein Vater Pippin hatte sich auf einen päpstlichen Machtpruch gestützt, als er Childerich, den letzten Merovinger, in das Kloster schickte und sich zum Könige machte. Die karolingische Dynastie leitete ihr Thronrecht von der kirchlichen Sanktion ab. Karl war auch jederzeit bereit, dem Papste alle möglichen Gefälligkeiten zu erweisen. Er half ihm gegen die Langobarden, er sicherte seine Stellung in Rom, er unterwarf alle Kirchen und Klöster des fränkischen Reiches seiner geistlichen Autorität. Aber er war weit davon entfernt, sich selbst und seine kaiserliche Macht dem römischen Papste unterzuordnen. Indem er auf den Knien liegend sich von Leo III. in der Peterskirche zu Rom die Kaiserkrone aufs Haupt setzen ließ, wollte er nicht als ein Geschöpf der päpstlichen Gnade wieder aufstehen, sondern als der wahre Herr des Abendlandes, an den der geistliche Verweser der heiligen Kaisermacht nur die verbliehene Krone ausgeliefert hatte; nur auf seinem eignen Haupte, das wußte er, konnte der Glanz der imperatorischen Herrlichkeit wieder aufleben. Demgemäß betrachtete er sich als den Grundherrschaft Italiens, unter dessen Schutze auch das römische Gebiet und die ganze Pippinsche Schenkung stand. Kraft seiner königlichen und kaiserlichen Würde vergab er die höchsten Kirchenämter, selbst der Papst mußte sich seiner Oberhoheit unterordnen, kraft seiner Würde erließ er kirchliche Edikte und gab den Geistlichen Gesetze. So untersagte er den Bischöfen und Äbten das Halten von Jagdvögeln, Jagdhunden und Blossenreißern, so mußte Paul Warnesried

aus den Abhandlungen, Predigten und Homilien der Kirchenväter ein Erbauungsbuch zusammenstellen, welches bei den Nachmittagsgottesdiensten benutzt werden sollte. Die Synoden der fränkischen Kirche durften unter seinem Schutze sogar den Lehrbegriff festsetzen und wahrten auf diese Weise bei aller Anerkennung des päpstlichen Primates ihre volle Selbständigkeit.

Unwandelbar blieb Karl trotz seiner schulgerechten Bewunderung des römischen Stils der echte Germane in seinem Denken und Fühlen. Soweit er es bei dem Völkergemische seines großen Reiches vermochte, schützte er die germanische Nationalität in Sprache, Recht und Sitte. Immer von neuem empfiehlt er deutsche Predigt und deutschen Unterricht, läßt die deutschen Volksrechte aufschreiben, läßt Paul Warnefrieds Homiliarium ins Deutsche übersetzen, trägt sich mit dem Plane zu einer deutschen Grammatik, sammelt alte deutsche Heldenlieder und besetzt die hohen Ämter, wenn es irgend angeht, mit Deutschen. Wäre Karl der Große nicht so fest und sicher in seinem germanischen Volksbewußtsein gewesen, es fragt sich, ob Ostfranken, unser heutiges Deutschland, vor der Romanisirung hätte bewahrt werden können. Während seiner langen Regierung erstarrte das Germanentum von dem Zentrum Mitteleuropas aus bis an die Sprachscheide jenseits des Rheines und der Donau so, daß die römische Kultur nie wieder mit dauerndem Erfolge über ihre Grenzen hinüberfluten konnte. Der Wurzelstock des karolingischen Herrscherhauses aber teilte sich im Vertrage zu Verdun (843) nach den Nationalitäten. Drei Stämme wuchsen empor, zwei romanische und ein germanischer, ein breiter Streifen am linken Rheinufer, Lothringen genannt, sollte ein Übergangsgebiet zwischen germanischem und romanischem Wesen bilden, wurde aber der Anlaß zu einem tausendjährigen Kampfe, denn beide, das Ostreich und das Westreich, rangen um den Besitz desselben. Hoffentlich hat, was der Vertrag zu Meerssen (870) nicht vermochte, der Friede zu Versailles (1871) den Streit für immer geschlichtet.

Trotz der Trennung Deutschlands von dem romanischen Westen und Süden gaben die Römer ihre geistigen Eroberungszüge diesseit des Rheines nicht auf. In der kirchlichen Liturgie, in den Klöstern und in der gesamten, ganz und gar von den Geistlichen abhängigen Literatur herrschten sie nach wie vor, und das ward ihnen leicht, denn die deutsche Kirche war unauflöslich an Rom geknüpft. Im sächsischen Königshause fanden sie einen wertvollen Bundesgenossen.

Es war nicht die Schuld Heinrichs I., daß seine Nachkommen, die Ottonen, den Kampf der Nationalitäten, welchen die Karolinger mehr unbewußt als bewußt geführt hatten, aufgaben und dem römischen Wesen freiwillig das Übergewicht einräumten. Heinrich war ein grunddeutscher Mann. Mit Rom wollte er nichts zu thun haben, und die halbromanisirte Geistlichkeit durfte ihm die Krone nicht anrühren, er setzte sie sich selbst aufs Haupt. Da fing auch das Deutschtum an, sich geistig zu regen. Der Baum der politischen Sage stand bald in voller Blüte; Lieder aller Art, mit köstlichem Humor gewürzt, lebten im Volke. Sie

sind nicht auf uns gekommen, unter der Römersucht der Ottonen sind sie verwelkt, aber aus den uns überlieferten Sagen erkennt man, daß ein großer politischer Zug durch das ganze Volk ging. Man sang von Heinrichs Kampfe mit König Konrad, seinem Vorgänger, von der goldenen Kette, mit der er erwürgt werden sollte und deren Geheimnis ihm der Goldschmied verriet, von seinem mit Hand und Mund schlagfertigen Heerführer Thietmar, von Konrad Kurzholt, der die Äpfel und die Weiber nicht leiden konnte, und von vielem andern, worin sich das planmäßige, echt deutsche Handeln des großen Königs spiegelte.

Unter Otto dem Großen änderte sich dies. Die Empörungen seiner nächsten Verwandten, seine Vermählung mit der Italienerin Adelheid, seine Kaiserkrönung, die Vermählung seines Sohnes, des Erben seines Thrones, mit der griechischen Kaiserstochter Theophania, alles trug den Stempel des Ausländischen, des Römisch-Byzantinischen; nur die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde war deutsch.

Die Frauen am Kaiserhofe schwärmten für lateinische und griechische Literatur, übertrugen diese Vorliebe auf die Klöster und Schulen und verschütteten die Anfänge der deutschen Literatur, die sich unter Heinrich und den Karolingern zu regen angefangen hatte. Es gab keinen Rhabanus Maurus mehr, der die deutsche Grammatik studierte, Roswitha besang den großen Otto in lateinischen Versen und dichtete lateinische Dramen, der St. Galler Mönch Ekkehard schrieb das Walthariuslied trotz des urdeutschen Sagenstoffes, den es behandelt, lateinisch. Der zweite Otto drängte die nationale Wirkung seines glorreichen Zuges nach Paris durch einen in jeder Beziehung unglücklichen Eroberungszug nach Unteritalien in den Hintergrund. Im leeren Ringen mit der Heimtücke der Sarazenen und Griechen vergendete er viel deutsches Blut und sein eignes Leben. In Rom, im Vorhofe der Peterskirche, liegt er begraben. Der dritte Otto trieb es noch schlimmer. Bald spielte er den römischen Cäsaren auf dem Kapitol, umgeben mit allem südlichen Prunke, umdrängt von Römern und Sarazenen, bald den ägyptischen Einsiedler, der in asketischen Übungen das Heil seiner Seele suchte. Das war die Frucht der römisch-griechischen Erziehung, die ihm Mutter und Großmutter hatten angedeihen lassen. Nach Deutschland kam er nur, um das Grab Karls des Großen zu öffnen. Die Sage erzählt mit einem vorwurfsvollen Seitenblicke auf den romanisirten deutschen Kaiser, er habe den großen Karl im Grabgewölbe auf marmornem Stuhle sitzend gefunden, das Evangelienbuch und das Schwert auf dem Schoße, das Szepter in der Hand, die Krone auf dem Haupte, und sei vor dem strafenden Blicke des Toten auf den Stufen der Gruft zusammengesunken. Der kinderlose Heinrich der Heilige, der letzte der sächsischen Kaiser, war Gönner und geistiger Vasall der von Rom abhängigen Geistlichkeit, aber seine Kämpfe mit dem Böhmenkönige Boleslaw fielen doch mit den nationalen Interessen zusammen und sühten einigermaßen die Irrfahrten seiner Vorgänger.

Wir dürfen an dieser Stelle nicht der Frage ausweichen, ob die römisch-griechische Bildung, welche die Frauen des sächsischen Königshauses mit so viel Eifer fördern halfen, wirklich der unentbehrliche Unterbau unsrer nationalen Geistesentwicklung war, wofür man sie so gern ausgiebt, oder wenigstens das Gradirwerk, durch welches die Seele des deutschen Geistes erst hindurchträufeln mußte, ehe sie geklärt in den Siedekessel unsers modern-christlichen Staates hineinfließen durfte, oder ob sie nicht vielmehr ein Stillstand in der glücklich begonnenen Gestaltung unsers Volkslebens war. Letzteres ist wahrscheinlicher als das erstere. Die deutsche Literatur hatte in dem Zeitraume von Karl dem Großen bis zu den Ottonen beträchtliche Fortschritte gemacht, Muspilli, Heliand, Otfrieds Christ, das Ludwigslied sind schon mehr als bloße Anfänge; unter den Ottonen verstummt die deutsche Zunge, wenn auch die deutsche Anschauungsweise fortbauert, Walthar von Aquitanien, Ruodlieb, die Gedichte aus der Tier- und Tierfabel, alles ist lateinisch geschrieben. Dies ist zu bedauern, denn eine gewisse Anschauung der Dinge läßt sich nicht durch eine tote Sprache, sondern vollkommen nur durch die ihr gleichalterige, lebende Lautform der Gedanken ausdrücken. Und warum hätte sich die deutsche Nationalität nicht in der ihr natürlichen Denk- und Ausdrucksform zu immer höhern Kulturstufen emporarbeiten können? Wuchs nicht auch das Griechentum aus sich selbst heraus? Allerdings erhielt es den Anstoß von Ägypten, Phönizien und Kleinasien her. Aber nur den Anstoß, dann warf es die Bindeln weg und ging den eignen Weg. So hätte sich das Deutschtum auch auf eigne Füße stellen können, nachdem es vom alten Rom aus und durch die ringsum wohnenden romanischen Völker zur höhern Kultur angeregt worden war. Statt dessen wurde es immer von neuem in die Wiege zurückgezängt.

Unter den fränkischen Kaisern trat im politischen Leben eine Reaktion gegen die lateinischen Umtriebe ein, die deutsche Literatur verharrte in ihrer Erstarrung. Aber schon unter Konrad II. beginnt sich die nationale Sagedichtung wieder zu regen, seine Fehde mit dem Stiefsohne Ernst von Schwaben gab hierzu die Veranlassung. An sich war der Streit zwischen Vater und Sohn wenig erbauulich, aber die peinliche Lage, in welche die Mutter dadurch geriet, die Freundschaft Werners von Ryburg und der tragische Ausgang der Empörer waren Momente, die dem sinnigen Ernste der Volksdichtung zusagten. Die spätern Dichter, welche die Sage bearbeiteten, übertrugen den Gegenstand auf Otto den Großen und Adelheid, gleichsam um auch dieser unfruchtbaren Zeit zu Hilfe zu kommen. Heinrich III. war ein rechter Kaiser deutscher Nation, die Päpste setzte er ein und ab wie seine Beamten, aber er starb zu früh, um tiefgehende Wirkungen seiner Kraft zu hinterlassen. Heinrich IV., der Vielbedrängte und ewig Zähne, unterlag im Kampfe mit den Päpsten, obgleich er sich auf der Oberfläche der Herrschaft erhielt. Die gewaltige Konsequenz eines Gregor VII. erhob die Forderung, daß die geistliche Gewalt über der weltlichen, der Papst

über dem Kaiser stehen müsse, zu einem Grundgesetze der Kirche und riß die deutsche Geistlichkeit durch das Cölibat unerbittlich vom nationalen Leben los; sein hierarchisches Gebäude war, als er starb, mit eisernen Klammern an Rom und nur an Rom gefettet. Aber gleichzeitig war auch der Kampf entbrannt zwischen dem nationalen Königtum und dem fremdländischen Papsttum, zwischen Staat und Kirche, zwischen Volkstum und Hierarchie, zwischen Deutsch und Latein. Noch mehr, eine neue Macht, mit der fortan Papst und Kaiser rechnen mußten, erstand in dem Bürgertum. Die deutschen Städte am Rhein stellten ihre reichen Hilfsmittel dem bedrängten Kaiser bereitwillig zur Verfügung, als wenn sie damit sagen wollten, daß die Nationalität in ihnen fortan den energischsten Ausdruck finden würde. Die Gegensätze waren hervorgetreten, keine Macht der Erde konnte sie wieder zurückdrängen, sie sind stehen geblieben bis zum heutigen Tage, und der Bannfluch Gregors VII. traf weniger den Kaiser als vielmehr die römische Bildung in Deutschland.

Unter den Hohenstaufen brach das deutsche Geistesleben als ein mächtiger Strom der Wanderlust und Kampfesfreudigkeit aus der Tiefe des Volkes hervor. Welche Fülle von Epen und lyrischen Ergüssen, der Spruchdichtung nicht zu gedenken! Und merkwürdig, die Geistlichen gingen mit gutem Beispiel voran. Wie war das möglich? Die Kreuzzüge lösten den römischen Bann wenigstens für einige Zeit. Auf der Wanderschaft, unter den Abenteuern im Morgenlande kam ihr deutsch-nationales Gepräge wieder zum Vorschein. Sie rafften die alten Volksfagen auf, vom Herzog Ernst, vom König Rother, und verwebten damit die Abenteuer des Morgenlandes, freilich in der naiven, wunderlichen Fassung, welche diese in ihrer kindlichen Mönchsphantasie angenommen hatten. Wohl lief auch manches Gelehrte mit unter, wie die Alexanderfage oder auch die französische Rolandsfage, aber sie brachten alles, was ihren Kopf und ihr Herz erfüllte, in deutsche Reimpaare und erweckten so die deutsche Literatur zu neuem Leben. Kaum dreißig Jahre vergingen, dann nahmen ihnen die Ritter die Mühe, zu dichten, ab, und das war gut, denn der erste Raufch der Kreuzfahrten dauerte nicht lange; was geistlich war, mußte wieder unter das römische Joch schlüpfen. Das Rittertum! Es war ein französisches Produkt, auf deutschen Boden verpflanzt. Immer behielt es etwas Fremdländisches, in den zierlichen Kampfspielen sowohl als in dem gekünstelten Minnedienste, und etwas Kosmopolitisches, denn der Ritter hatte keine rechte Heimat. Auch die mittelalterliche Kunstdichtung entbehrt der nationalen Kraft und Sicherheit. Die Stoffe selbst, die Artus- und die Gralsfage, waren ausländisch, die Verse waren gespickt mit französischen Brocken, der Minnegefang holte sich seine Jeremiaden über nicht erhörte Liebe, seine monotonen Winter- und Sommerbetrachtungen bei den Troubadours; aber das Volksepos mit den echt germanischen Sagenstoffen, das Volkslied und die Freidankche Spruchdichtung brachen mächtig durch. Eine deutsche Literatur war geboren, wuchs lebenskräftig auf und konnte nicht wieder untergehen. Die

französische Courtoisie, mit der sie allerdings eingefaßt war, stand mit der ritterlichen Zeit so sehr im Einklange, daß sie kaum noch als etwas Fremdes erschien. Da schlich sich das Römertum in einer andern Form abermals in Deutschland ein: als *Corpus juris*, als Rechtsnorm.

Die Hohenstaufen haben die Herzen der Deutschen gewonnen durch ihre Ritterlichkeit und ihre Vorliebe für den Minnegefang, noch mehr, sie sind in ihren Kämpfen mit den Päpsten für die nationale Sache eingetreten, deshalb stellten sich die protestantische und die nationale Geschichtschreibung so gern auf ihre Seite. Allein man sollte nie vergessen, daß sie mit den Päpsten um Italien gekämpft und dem deutschen Volke mit der, wenn auch nur indirekten Einschleppung des römischen Rechtes einen schlechten Dienst erwiesen haben. Nicht weil das germanische Recht viel besser gewesen wäre als das römische, sondern weil jedes fremde Recht den Eigentümlichkeiten des Landes und Volkes, auf welche es übertragen wird, nicht Rechnung trägt, nicht Rechnung tragen kann. Und in welcher Gestalt kamen die römischen Rechtsbestimmungen auf uns? In der Auswahl, welche die despotische Willkür des Kaisers Justinian getroffen hatte, in der Gestalt des *Codex Justinianus* mit seinen *Pandekten*, *Institutionen*, *Konstitutionen* und *Novellen*. Barbarossa war es, der in Oberitalien während seines Kampfes gegen die widerspenstigen Stadtrepubliken sich zuerst des Rates römischer Rechtsgelehrten aus Bologna bediente, um die Regalien (die Königs- und Kaiserrechte) festzustellen. Jeder Kaiser nach ihm, und wenn es nur die Kaiser gethan hätten, jeder weltliche und geistliche Machthaber, welchen Titel er auch immer führte, machte in der Folge das römische Recht zu seinem Hofrechte. Warum nicht? So erst wurde es ihnen möglich, sich mit einer Fülle von Majestät zu umgeben, die das deutsche Volksrecht nicht kannte und nie gewährt hätte, so erst konnten die feinen Unterschiede zwischen Freien und Dienstleuten, zwischen Hörigen und Leibeigenen in dem Unterthanenbegriffe verschmolzen werden. Die starre römische Rechtsanschauung hatte anfangs große Härten im Gefolge, die erst allmählich in der neuern Zeit durch die wiederkehrende Sonne christlicher und volkstümlicher Innerlichkeit ausgeglichen wurden. In der Zeit, von der wir reden, ging man noch weiter. Gegen alle, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, wurde im peinlichen Gerichte die Tortur verfügt, der in Rom nur die Sklaven unterworfen gewesen waren. Nur nach und nach hat sich das römische Recht in Deutschland festgesetzt, aber es hat sich festgesetzt, und durch Karls V. peinliche Gerichtsordnung hat es im Strafverfahren das Bürgerrecht erhalten. Wir wissen, mit welchem Ingrimm das deutsche Volk dem römischen Rechte gegenübertrat, wie es die römischen Doktoren, die, nachdem sie in Bologna studirt hatten, sich ihres deutschen Namens schämten, mit Stockprügeln verfolgte. Der *Dearius* in Goethes *Göz von Berlichingen* läßt uns heute noch und immer von neuem bedauern, daß es nichts geholfen hat. Der Zorn des Volkes war vergeblich. Die römischen Doktoren nisteten

sich an allen großen und kleinen Höfen ein, und am Ende mußten sie auch an den Stadtgerichten zugelassen werden. Die schrecklichsten Verwüstungen richtete im deutschen Volksleben die Tortur an. Sie wurde ein beliebtes und gewöhnliches Rechtsverfahren gegen Bürger und Bauern, und mit einer unedeln Hast bedienten sich die geistlichen Gerichte desselben, um die Ketzer zu überführen. Die alten Kapitularien der fränkischen Könige und Kaiser, sowie das durchaus römische kanonische Recht boten hierzu die Handhabe. So übertrug sich die schlechteste Seite der antiken Rechtsauffassung, die alle Menschenwürde mit Füßen tretende Sklavenwirtschaft, auf die christlich-abendländischen Staaten als etwas Allgemeingiltiges und Selbstverständliches. Man mag daraus ersehen, wie gefährlich es überhaupt ist, fremde, abgestorbene Kulturen auf die heimischen und gegenwärtigen Verhältnisse zu übertragen.

Auch nach einer andern Richtung hin zog das spätere Mittelalter aus der römisch-griechischen Kultur einen sehr zweifelhaften Gewinn. Während der Kreuzzüge entstand durch den Verkehr mit dem oströmischen Reiche und den Arabern im Abendlande die Scholastik; von England, Frankreich und Italien aus verbreitete sie sich auch über Deutschland. In der Vorliebe der Hohenstaufen für Italien fand sie eine wesentliche Unterstützung. Trotz Minnegefang und Rittertum verknöcherte das sonst so frische germanische Denken in den gelehrten Kreisen zu der lateinisch-byzantinischen Wortklauberei, und diese Mißgeburt der Philosophie wucherte fort bis zur Reformationszeit. Was ist der Streit der Nominalisten und Realisten andres als ein verunglückter Versuch, das subtile Begriffswesen der römisch-griechischen Philosophie auf das Christentum zu übertragen? Plato und Aristoteles, mit arabischen Grübeleien verbrämt, wurden, aber nicht zu ihrer Ehre, die Lehrmeister der latinisirten abendländischen Buchgelehrten. Wie wohlthätig berühren dagegen die freimütigen, vom gesunden Menschenverstande erzeugten Ausfälle Walthers von der Vogelweide und Freidanks gegen die Mißbräuche in Kirche und Staat! Man berufe sich nicht darauf, daß die Nachwehen des Römertums, römisches Recht und lateinische Scholastik, auch in den übrigen abendländischen Kulturstaaten angetroffen wurden, daß sie überhaupt ein Kennzeichen des Mittelalters und ein notwendiger Durchgangszustand zwischen der beschränkteren antiken und der universellen modernen Bildung seien. Wenn Franzosen, Spanier und Italiener an diesen Übeln litten, so konnten sie sich damit trösten, daß die römische Kultur bei ihnen eine notwendige Folge ihrer Abstammung war, aber was zwang die Germanen dazu, sich diese Last aufzubürden? Nichts andres als ihre Unselbständigkeit.

(Schluß folgt.)

